



AK ESSAYPREIS ZUM THEMA „STADT-LAND“

Preisträger:innen 2025

Mit Essays von

Cornelia Travnicek

Caren Ohrhallinger

Valerie Springer



WIEN

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	3
Einleitung	4
AK Essaypreis zum Thema „Stadt-Land“	7
Zu den Autorinnen	10
Topografien der Nähe	13
Da draußen, wo die Freiheit wohnt	21
Vom Leben im Dazwischen	43

VORWORT

Das Thema des diesjährigen AK Essaypreises bewegt. Über 180 Einreichungen widmen sich der zunehmenden Kluft zwischen urbanen und ländlichen Lebensrealitäten. Es geht um jene, die pendeln, jene die bleiben, und jene, die den Schritt von der Stadt aufs Land oder umgekehrt gewagt haben.

Die prämierten Essays gehen weit über die bloße Beschreibung von Infrastrukturproblemen hinaus. Sie erzählen von persönlichen Erfahrungen, sie analysieren strukturelle Ursachen und sie zeigen die Vielfalt der Perspektiven für dieses Thema. Viel zu oft wird in vereinfachenden Gegensätzen diskutiert. Die Autorinnen zeigen: Es geht nicht um ein „Entweder-Oder“. Es geht um die Frage, wie wir gute Lebensverhältnisse für alle schaffen können – unabhängig davon, wo Menschen leben.

Die Arbeiterkammer setzt sich dafür ein, dass nicht die Postleitzahl über Lebenschancen entscheidet. Die Preisträgerinnen des AK Essaypreises leisten für diese Debatte einen wichtigen Beitrag. Sie schaffen Raum für tiefgehende Auseinandersetzung.

Wir gratulieren den Preisträgerinnen und danken allen Einreichenden für die Qualität und Vielfalt der Texte.



Renate Anderl



Silvia Hruška-Frank

EINLEITUNG

Die Kluft zwischen Stadt und Land prägt unsere Gesellschaft zunehmend. Unterschiedliche Lebensbedingungen, divergierende Weltansichten und auseinanderdriftende Wahlergebnisse können gegenseitiges Unverständnis befördern. Während in den Städten leistbarer Wohnraum knapper wird, kämpfen ländliche Regionen mit dem Verschwinden von Nahversorgung, öffentlichem Verkehr und sozialer Infrastruktur. Diese Unterschiede sind nicht nur geografischer Natur – sie spiegeln fundamentale Fragen von Gerechtigkeit, Teilhabe und Zukunftschancen wider.

Auch der Zugang zu öffentlicher Daseinsvorsorge entwickelt sich auseinander. Während Wien internationale Vorgaben bei der Kinderbetreuung erfüllt, bleibt die Versorgung in kleineren Gemeinden oft weit dahinter zurück. Ähnliches gilt für den öffentlichen Verkehr: Wenig rentable Strecken werden eingestellt, die Abhängigkeit vom eigenen Pkw wächst. Kleine Ortskerne verlieren ihre Lebensmittelgeschäfte, Bankfilialen und Gesundheitsdienste – jene Orte also, die nicht nur Versorgung, sondern auch soziale Begegnung ermöglichen. Gleichzeitig stehen Städte vor anderen Herausforderungen: explodierende Mieten, Gentrifizierung ganzer Viertel und die Frage, wie sozialer Zusammenhalt in wachsenden Ballungsräumen gelingen kann.

Soziale Herkunft, Geschlecht, Alter und Migrationserfahrung prägen den Umgang mit den jeweiligen Lebensrealitäten erheblich. Eine alleinerziehende Mutter am Land ohne Auto steht vor anderen Problemen als ein junger Akademiker in

der Großstadt. Ältere, alleinstehende Menschen erleben den Wegfall von Nahversorgung anders als Familien mit Kindern. Diese Überlagerungen von Stadt-Land-Unterschieden mit anderen sozialen Ungleichheiten machen das Thema besonders komplex – und politisch brisant.

Die Arbeiterkammer setzt sich seit jeher für gleichwertige Lebensverhältnisse und gerechte Zugänge zu öffentlicher Daseinsvorsorge ein. Ob es um Kinderbetreuung, Gesundheitsversorgung, Mobilität oder Zugänge zu Bildung geht – die Postleitzahl darf nicht über Lebenschancen entscheiden. Wir thematisieren die Herausforderungen sowohl in urbanen Ballungszentren als auch in ländlichen Regionen. Dabei geht es uns um mehr als Infrastruktur: Es geht um die Frage, wie wir als Gesellschaft zusammenleben wollen.

Nachdem sich der AK Essaypreis 2023 dem Thema „Überreichtum“ und der Essaypreis 2024 der „Zeitarmut“ gewidmet hat, richtete er 2025 den Blick auf die Stadt-Land-Thematik. Die über 180 Einreichungen zeigen, dass das Thema einen Nerv getroffen hat. Die eingereichten Essays weisen dabei auf die Vielschichtigkeit des Themas hin: Sie analysieren strukturelle Ursachen, erzählen persönliche Geschichten, hinterfragen Vorurteile und entwickeln Perspektiven für ein solidarisches Miteinander jenseits geografischer Gräben.

Die prämierten Essays

Der Siegerinnentext von **Cornelia Travnicek** „Topografien der Nähe“ widerspricht der simplen Dichotomie von Stadt und Land. Aus der Perspektive einer Pendlerin zeigt die Autorin, dass selbst innerhalb der Bezirke Wiens Welten trennen

können, und entwickelt eine differenzierte Sicht auf räumliche Unterschiede. Statt in Kategorien denkt sie in Konstellationen – in den konkreten Lebenssituationen von Menschen, deren Alltag durch Infrastruktur erst ermöglicht wird oder scheitert. Ihr Essay plädiert für „angereicherte Karten“, die nicht nur Zentren markieren, sondern Wegezeiten, Erreichbarkeit und Zeitgerechtigkeit sichtbar machen.

Caren Ohrhallinger erzählt in „Da draußen, wo die Freiheit wohnt.“ aus der Perspektive einer Architektin vom Umzug aufs Land. Was folgt, ist eine eindringliche Reflexion über fehlende Infrastruktur, Vereinzelung und die Frage, wie öffentlicher Raum Beziehung ermöglichen kann. Ihr Essay fordert eine Politik des Bestands statt des Neubaus und macht deutlich: Der Weg zu einer gerechten Zukunft führt über gemeinsame Verantwortung für das Öffentliche.

Valerie Springer beschreibt in „Vom Leben im Dazwischen.“ das Gefühl, nach dem Umzug aufs Land weder zur Stadt noch zum Dorf zu gehören. In ihrer tastenden Reflexion geht es um Sprachlosigkeit, kulturelle Missverständnisse und den Preis der Anpassung – ohne dabei Stadt oder Land zu idealisieren.

Ein herzlicher Dank gilt allen Einreichenden, den Mitgliedern der Jury und all jenen, die am dritten AK Essaypreis mitgewirkt haben. Herzlichen Glückwunsch an die Preisträgerinnen! Wir wünschen viel Freude beim Lesen dieser Broschüre und der Auseinandersetzung mit dem Thema Stadt-Land

AK ESSAYPREIS ZUM THEMA „STADT-LAND“

Die Arbeiterkammer Wien hat 2025 zum dritten Mal einen mit 5.000 Euro dotierten Essaypreis ausgelobt. Der AK Essaypreis würdigt Aufsätze, die sich mit der zunehmenden Kluft zwischen Stadt und Land auseinandersetzen. Lebensbedingungen, Weltansichten und Wahlergebnisse unterscheiden sich stark, was gegenseitiges Unverständnis befördern kann. Man denke an Vorurteile über das gefährliche Leben in der Großstadt oder das abgekapselte Leben in Einfamilienhaussiedlungen am Land.

Gesucht waren Essays, die sich mit den Unterschieden zwischen Stadt und Land auseinandersetzen und ihren realen und gefühlten Ausprägungen und Ursachen nachgehen. Dazu gehören etwa die Auswirkungen der ungleichen Zugänge zur Daseinsvorsorge und zu öffentlicher Infrastruktur zwischen Stadt und Land: Während beispielsweise Wien die internationalen Vorgaben in Zusammenhang mit der Kinderbetreuung erfüllt, ist die Versorgung in kleineren Gemeinden deutlich schlechter. Ähnlich steht es um den Ausbau des öffentlichen Verkehrs, denn wenig befahrene Strecken in ländlichen Regionen rentieren sich oft nicht und werden eingestellt – die Angewiesenheit auf den eigenen Pkw ist groß. Kleine Ortskerne verfügen immer seltener über Lebensmittelgeschäfte, Einkaufsmöglichkeiten, Bank- und Gesundheitsdienstleistungen sowie Wirtshäuser und Vereinslokale. Im Gegenzug bestehen in den Städten andere Herausforderungen, wie der immer knapper und teurer werdende Wohnraum.

Auch soziale Kontakte zwischen lebendiger Nachbarschaft und sozialer Kontrolle bis hin zu Vereinsamungstendenzen können sich zwischen Stadt und Land unterscheiden.

Wie gehen Menschen nun mit diesen unterschiedlichen Bedingungen um? Welche Rolle spielen in diesem Zusammenhang Kriterien wie soziale Herkunft, Geschlecht, Alter oder Migrationserfahrung? Und welche gesellschaftspolitischen Konsequenzen ergeben sich aus der zunehmenden Kluft zwischen Stadt und Land?

Die herausragendste Einreichung von **Cornelia Travnicek** wurde mit einem Preisgeld von 5.000 Euro prämiert. Zusätzlich hat die AK Wien zwei Anerkennungspreise an **Caren Ohrhallinger** und **Valerie Springer** in der Höhe von je 1.500 Euro vergeben.

Die Auswahl der Preisträger:innen erfolgt durch die Fachjury bestehend aus Dominik Barta (Schriftsteller), Karin Heitzmann (WU), Julia Hofmann (AK Wien), Sina Moussa-Lipp (AK Wien), Juliane Nagiller (ORF Wissen), Sybille Pirklbauer (AK Wien) und Armin Thurnher (Falter).



ZU DEN AUTORINNEN



Cornelia Travnicek wurde 1987 in Niederösterreich geboren. Sie studierte Sinologie und Informatik an der Universität Wien. Sie ist freie Schriftstellerin und Übersetzerin aus dem Chinesischen und arbeitet in Teilzeit in einem Forschungszentrum für Visual Computing. Für ihre literarischen Arbeiten erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen, wie den Publikumspreis bei den Tagen der Deutschsprachigen Literatur 2012. Ihr Roman „Feenstaub“ war im Jahr 2020 für den Österreichischen Buchpreis nominiert. Letzte Veröffentlichung: „Ich erzähle von meinen Beinen“, Picus Verlag 2026.



Caren Ohrhallinger ist Architektin und Autorin, Prozessbegleiterin und Moderatorin. Aufgewachsen in Oberösterreich, lebt sie heute in Wien und begleitet Menschen, Orte und Organisationen bei räumlichen und organisatorischen Veränderungen. Sie ist Partnerin bei nonconform, dem Büro für partizipative Baureduktionsplanung, hält Vorträge und publiziert zu Baukultur, Stadtentwicklung und Beteiligung. Daneben schreibt sie Essays, Kurzgeschichten und Romane; seit 2024 erscheinen erste Kurzgeschichten, 2025 erhielt sie den 5. Platz beim Putlitzer-Preis.



Valerie Springer, geboren 1958, lebt im Sommer in Österreich, im Winter ist sie auf Reisen. Verheiratet, zwei erwachsene Kinder. Freie Schriftstellerin seit 2000, davor Arbeit als Werbekonzeptionistin, Journalistin und Kulturredakteurin. Diverse Förderungen und Auszeichnungen (u. a. Theodor-Körner-Förderpreis, BMUK, Ig-fem, Bleiburg); Veröffentlichungen: Romane, Lyrik, Essays, Radiofeatures. Aktuell: „Eine Ziege, ein Dorf und kein Internet“, Roman, Milena-Verlag 2026.

TOPOGRAFIEN DER NÄHE

Cornelia Travnicek

Mehrmals die Woche pendle ich aus einem Dorf im niederösterreichischen Zentralraum, irgendwo im Städte-Dreieck Krems, St. Pölten, Tulln, „hinein“ nach Wien. Das ist geographisch gesehen natürlich keine Weltreise, aber mental durchaus. Einerseits in Sachen Logistik: Auto oder Fahrrad, Bus oder Bahn, U-Bahn oder Straßenbahn und am Ende zu Fuß bis ins Büro und am Abend den gleichen Weg wieder retour, andererseits in der geistigen Einstellung. Besonders offensichtlich wird diese, wenn man nicht die Pendlerinnen, sondern die Ausflüglerinnen in beide Richtungen im Zug beobachtet. Nach Wien *hinein* fahren etwa shoppingentschlossene Frauenhorden, deren resolute Anführerinnen ihre „Mädels“ kurz nach der Stadtgrenze dazu aufrufen, sie sollen „ihre Handtaschen jetzt festhalten“, so dass die ganze Gruppe vor ängstlicher Erregung erzittert, als hätte der Railjet sie nicht nach Meidling, sondern direkt in das Chicago der letzten Jahrhundertwende transportiert. *Hinaus* hingegen fahren zimmergepflegte Stadtpflänzchen, die einen Stopp am Pendlerbahnhof mit einem „Warum steigen da so viele Leute aus? Da is ja NIX!“ kommentieren, und, sobald sie selbst aussteigen, mit einem „Landluft!“ ihr Näschen rümpfen, obwohl die Brise (noch) gar keine Spur von Gülle mit sich trägt. Ja, wer über „die Stadt“ spricht, meint damit oft Wien (und Menschen aus Staaten mit größeren Ballungszentren werden gerne bestätigen, dass Wien so ziemlich das Einzige in Österreich ist, was die Bezeichnung „Stadt“ auch tatsächlich verdient), und wer „das Land“ sagt, stellt sich eine Mischung aus

Einfamilienhaussiedlung mit Mähroboter und immer weniger intensiv bewirtschafteten Vierkantbauernhöfen mit schweren, geschlossenen Toren und Misstrauen gegen alles Neue vor. Beides stimmt auf eine gewisse Weise, aber genauso stimmt es definitiv auch nicht. Die gefühlte und gerne medial propagierte Dichotomie Stadt–Land erklärt zu wenig und verdeckt zu viel: Um das Bild unserer Gesellschaft zu zeichnen, ist sie ein zu grober Pinsel.

Es ist erstens so, dass es „die Stadt“ nicht gibt. Wien ist nicht Graz ist nicht Linz und ist schon gar nicht Innsbruck. Wien ist nicht einmal immer Wien. Jeder Bezirk hat seine ganz eigenen Realitäten. Während in manchen Gürtellokalen der Ape-rol fließt und in anderen das Craft-Beer, dürfen sich im 2. Hunde und Hipsterfamilien den Donaukanal teilen, und zwischen 15. und 16. Bezirk wechselt die Geräuschkulisse quasi mit jeder Querstraße. Wer behauptet, „in der Stadt“ sei alles nah, war abends am Rande des 21. noch nie spät dran. Ein Umzug um nur wenige Straßenbahn-Stationen kann den Alltag in der Stadt radikal verändern: Mieten, Schulen, Grünflächenzugang, das „Hallo“ im Stiegenhaus. Wien ist kein einziger großer Organismus, sondern ein Archipel; die Bezirke wie Inseln, mit ihren eigenen Dialekten, ihrer ganz eigenen Infrastruktur. Innsbruck als Stadt wiederum ist eine ganz andere Sache: Hier drückt das Gebirge und nicht die Häuser die Horizontlinie nach oben, die Wege sind kürzer, die Wohnungen nicht zwingend billiger, aber die Luft anders.

Und „das Land“? Das ist ebenfalls nicht das Land. Der niederösterreichische Zentralraum hat ganz andere Gegebenheiten als das südliche Burgenland; denn dazwischen liegen nicht nur Kilometer, sondern unterschiedlich komplizierte

Arbeitswege, ein anderes Lohngefüge, verschiedene Hausärztedichten, komplett anders getaktete Vereinskaler.

Ich lebe in einem begünstigten Speckgürtel, wo der Zug im Halbstundentakt kommt und die Regionalbusse so fahren, dass man sich als Pendlerin mit etwas gutem Willen nicht ständig wie ein unlösbares Transport-Problem für die Regionalpolitik fühlt. Eine halbe Stunde weiter „draußen“, und schon wird das Auto vom Luxusgut zur Eintrittskarte ins gesellschaftliche Leben.

Aber selbst die gleiche Infrastruktur kann für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen komplett andere Auswirkungen haben. Nehmen wir die medizinische Versorgung: Früher gab es in den Dörfern rund um meinen Wohnort jeweils eine kleine Ordination mit Allgemeinmedizinerin oder -mediziner: überschaubare Wartezimmer, vielleicht eine Topfpflanze, der Blick auf Felder oder in den Garten eines Nachbarn. Die Ärzte und Ärztinnen kannten einzelne Namen und Familienhintergründe, das Wartezimmer roch nach Desinfektionsmittel und vielleicht auch etwas Kolophonium aus der Musikprobe im Gemeindezentrum nebenan. Inzwischen wurden all diese einzelnen Praxen zu einem großen medizinischen Nahversorgungszentrum zusammengefasst, mit einem schönen Parkplatz, neuen Facharztpraxen und längeren Öffnungszeiten. Nahe der Bahn, aber außerhalb all der kleinen Dörfer gelegen. Auf dem Papier hieß das: mehr Ärztinnen und Ärzte, kürzere Wege für Diagnosen, mehr verfügbare Termine, ein gemeinsamer Warteraum, moderne Ausstattung – ein Fortschritt, wie er im Prospekt der Landesentwicklung steht. Praktisch aber verschob sich die Landkarte der Nähe: Denn zu Fuß kommt dort niemand mehr hin. Schon gar nicht die ältere Nachbarin,

die jahrelang mit dem Einkaufstrolley bei ihrer „Frau Doktor“ vorbeigeschaut hat. Für sie ist der neue Facharzt in Metern nun näher, aber dieser genau wie die gewohnte Frau Doktor in Möglichkeiten plötzlich weit weg – denn ohne Pkw quasi unerreichbar. Das ist ein exzellentes Beispiel für den Hauptpunkt dieses Essays: Ob eine Infrastruktur funktioniert, entscheidet nicht die reine Luftlinie, sondern das Gefüge aus Mobilität, Zeitbudgets, Körpern und Lebenswegen. Die gleiche Einrichtung kann für die einen ein Gewinn sein und gleichzeitig eine Barriere für andere.

Vieles, was in Ausschreibungen als „ungleicher Zugang“ zur Daseinsvorsorge benannt wird, ist nicht nur ein Mengenproblem („zu wenig Busse“), sondern ein Passungsproblem („Bus fährt, aber nicht dann, wenn das Leben stattfindet“). In Wien kommt die U-Bahn oft, aber wer Schichtdienst hat, wohnt möglicherweise in der Peripherie wieder dort, wo der letzte Kilometer doch wieder ein Umweg ist. Am Land ist der Kindergartenplatz vielleicht erst ab einem höheren Kindesalter verfügbar, dann aber verpflichtend zugesichert. In der Stadt gibt es dafür mehrere Optionen, aber auch Wartelisten mit eigenem Ökosystem.

Auch ökonomisch ist die Rechnung komplexer: Am Land ist der Quadratmeter Grund bezahlbarer, aber nur solange man Pendelzeit, Auto und Reparaturrisiko in die Rechnung nicht hineinschreibt. Wer jemals in einer Altbauwohnung in Augarten-Nähe und in einem 70er-Jahre-Haus in der niederösterreichischen Pampa gleichzeitig gewohnt hat (und gefühlt tue ich das), weiß: Die Nebenkosten der Lebensform zahlen sich in Währungen aus, die Statistiken nur am Rand abbilden – in Minuten, Nerven, Glatteis in Kurven im Winter.

Das größte Missverständnis beginnt jedoch dort, wo wir „Stadt“ und „Land“ als kulturelle Lager denken. Wahlkarten erzählen uns Unterschiede, aber keine Hintergrund-Geschichten. Ich kenne Dorfnachbarn, die für Fridays-for-Future spenden und Traktoren lieben; und Wiener Freundinnen, die im 7. wohnen, aber ihren SUV mehr verteidigen als die Gürtelbäume. Es gibt ein urbanes Landleben – schnelle Glasfaser, langsame Sommernächte – und ein ländliches Stadtleben – Schrebergarten im 22., Bauernmarkt, Gesichter im Grätzl, die man täglich grüßt, während man am Land seine Nachbarn oft nur von hinter dem Zaun aus sieht. Milieus überkreuzen die Landkarte wie unsichtbare Linien. Was wir für „Entfremdung“ halten, ist oft nur eine andere Choreografie von Alltag.

Wir müssen aufhören, Stadt und Land gegeneinander auszuspielen, als wären es zwei Fußballteams. Schauen wir lieber auf Konstellationen. Eine Konstellation ist: „Alleinerziehend, 45 Minuten Arbeitsweg, zwei mögliche Busse am Morgen, Oma in der Nachbarschaft, Miete stabil.“ Eine andere: „Paar mit Homeoffice, Kita bis 15 Uhr, Nahversorger zu, Carsharing brüchig.“ Wieder eine: „Studentin in Innsbruck, WG, Seilbahn nahe, Wohnungsmarkt eng, Radwege großartig, Bibliothek um die Ecke.“ Politik für Konstellationen ist konkreter als Politik für Kategorien.

Infrastruktur ist die Grammatik, mit der der Alltag seine Sätze bildet. Wo sie passt, entstehen komplexe Sätze: Man kann arbeiten und pflegen und teilhaben. Wo sie ausgedünnt ist, werden die Sätze kurz und hart: „Ich kann nicht.“ Statt alte Erzählungen zu wiederholen – wie: „diese Strecke rentiert sich nicht“ –, sollten wir die Frage stellen: Welche Sätze wollen wir den Menschen ermöglichen zu sprechen? Manches ist sicher

nicht wirtschaftlich, aber demokratisch notwendig. Das gilt für Postbusse im Waldviertel genauso wie für sichere Nachtwege in Ottakring.

Dabei müssen auch Städte ihre eigenen Binnengefälle ernst nehmen. Es ist ein Unterschied, ob ein Kind im 13. Bezirk mit Parkzugang aufwächst oder im 15. an einer lauten Kreuzung. Die gleichen 100 Meter können dort eine sichere Spielstraße sein und hier ein Hindernislauf. Wer „die Stadt“ für gelungen hält, weil die U6 alle fünf Minuten kommt, hat die Spreizung bei Schulplätzen, Arztterminen und leistbaren Hobbys übersehen. Und wer „das Land“ aus verkehrspolitischer Sicht abtut, weil „eh jeder ein Auto hat“, hat nie beobachtet, wie sehr ein Führerschein an die Gesundheit, an Einkommen, an Geschlecht und Generation gekoppelt ist.

Wir brauchen angereicherte Karten. Solche, die nicht nur Zentren markieren, sondern Wegzeiten mit Kinderwagen, Zu-Fuß-Erreichbarkeit für ältere Menschen, Arbeitszeiten, die sich genau falsch mit der Verfügbarkeit von öffentlichen Verkehrsmitteln überschneiden, Einkommens- zu Mietpreisverhältnisse. Wir brauchen eine Karte der Gerechtigkeit: Entscheidungen über öffentlichen Verkehr müssen konsequent an Erreichbarkeit und Zeitfairness geknüpft werden, nicht nur an Fahrgastzahlen. Politik muss ihre institutionelle Redundanz wiederentdecken, denn nicht alles, was effektiv ist, ist gut. Zentralisierung kann nicht die Antwort auf alles sein. Der Erhalt kleinerer, lokaler Ordinationen plus ein weniger groß dimensioniertes Ärzte-Zentrum kann für manche Konstellationen besser funktionieren als ein einziges Leuchtturmprojekt. Was wir jetzt nicht bezahlen, bezahlen wir später oder anders.

Wir müssen auch unsere eigenen Erzählungen über „die Anderen“ ändern. Ein Wohnort ist der Hintergrund, vor dem Biografien erzählt werden, aber keine Blaupause für einen Charakter. Meine Dorfbekanntschaften halten mich sicher für einen Hipster, weil ich Sojamilch kaufe und Barfußschuhe; die Wiener Kolleginnen betrachten mich wahrscheinlich als sehr ländlich, weil an eben diesen Schuhen bei mir oft genug noch Matsch vom Feldweg klebt. Zwischen Zugabteil und Dorfbäckerei bin ich geübt im Dialektwechsel – in der Donaustadt sage ich „Oida“, daheim fluche ich durchaus auch „Kruzifix“. Ich kenne die Öffi-App so gut wie die Wetterzeichen am Feldrand, und ich weiß: Wenn der Wind aus West kommt, fährt der Bus pünktlich – oder so.

Ich stelle mir ein öffentliches Erzähllabor vor, in dem wir zum Beispiel Alltagsrouten kartieren und daraus Geschichten destillieren: die Pfade von Pflegenden, die Abstecher zu Schulen auf Arbeitswegen, die Fahrten zum Fußballtraining, die Lücken im Nachtverkehr. Echte Politik beginnt dort, wo Statistik zu realen Geschichten und diese gesammelten Geschichten zu Entscheidungen werden.

Mein tägliches Pendeln hat mich gelehrt: Es gibt keine „Stadt“ und kein „Land“ – es gibt Gewebe. Manche Maschen sind eng, andere weit. Unsere Aufgabe ist, die Löcher so zu stopfen, dass niemand durchfällt. Dafür brauchen wir weniger Schablonen und Etiketten, sondern mehr Fäden: Nahversorgung, die wirklich nah ist; Verkehr, der nicht nur fährt, sondern ankommt; Kitas, die die Zeit kennen, in der Kinder Eltern haben; Wohnungen, die nicht bloß Räume sind.

Wenn wir so sprechen – in Konstellationen, Grammatiken und Geweben –, dann schrumpft die Kluft und wir entdecken eine Sammlung schmaler Brücken. Und die sind, wie jede Pendlerin weiß, gute Verbindungen: tragfähige, direkte Wege.

DA DRAUSSEN, WO DIE FREIHEIT WOHT.

Caren Ohrhallinger

1

Das Licht auf dem Küchentisch ist hart und weiß.
Die Augustsonne brennt durch das schmale Fenster über
der Spüle, das Rollo hängt seit Tagen halboffen, schief.
Wenn sie es zu lange anstarrt, flimmert es ihr vor den Au-
gen. Dann muss sie wegsehen, sich an den geraden Kanten
der Schränke wieder ausrichten. Die liegen im Schatten.

Draußen zirpen die Grillen.
Drinne tropft der Wasserhahn in den leeren Kaffeebecher.
Sie sitzt da und starrt auf den Bildschirm.
Eine Fliege surrt im Raum. Ihr Blick folgt und bleibt an acht-
los hingeworfenen Kinderschuhen im Durchgang hängen.
Es riecht nach heißem Holz und abgestandenem Wasser.

Ihre Hände liegen reglos über der Tastatur, als warteten sie
auf einen Befehl, den der Kopf nicht gibt.
Der Titel steht: Da draußen, wo die Freiheit wohnt.
Darunter flackert der Cursor. Das Dokument ist fast leer.

Sie ist aufs Land gezogen. Und jetzt soll sie schreiben,
warum.

2

Wegen des Kindes, hatte sie gesagt, als sie die Wohnung in der Stadt kündigte.

Wegen der Luft. Der Ruhe. Dem Garten. Wegen der Miete. Sie hatte es gesagt, als müsste das so sein.

Damals war sie noch in Karenz.

Das Architekturbüro auf Kurzarbeit, die Wohnung ein einziger Kompromiss: Altbau, aber zugig. Charmant, aber laut. Zu eng für das, was kommen sollte.

Das Haus am Land wirkte wie ein Versprechen: 1980er-Jahre, ausgebliehener Eternit, grün gestrichene Fensterrahmen, alles ein bisschen aus dem Lot. Aber gute Substanz.

Ein Carport für die Photovoltaik.

Eine Straße mit Tempo-30-Beschränkung.

Ein Blick über Felder, der sich irgendwo im Horizont verlor.

Sie hatten es sich zu dritt angesehen, an einem Morgen im Mai.

Er, sie und das Kind, das sich auf ihrer Hüfte an sie schmiegte wie ein Fragezeichen.

Er sagte: Das kriegen wir hin.

Sie sagte nichts.

Sie trat auf die Waschbetonplatten vor der Tür, blinzelte gegen das Licht, drehte sich im Kreis. Die feuchten Dachziegel glänzten. Im hohen Gras hingen die Tautropfen.

Eine Nachbarin winkte aus ihrem gekiesten Vorgarten, als wüsste sie schon, dass die Entscheidung gefallen war.

Im Prospekt, der im Gemeindeamt auflag, stand in großer Schrift: Hier wächst Zukunft.

Und sie hatte gedacht:
Das wird gut.
Es muss gut werden.
Mit Teilzeit und Home Office muss sie nur ein oder zweimal
die Woche ins Büro.
Und vielleicht findet sie ja auch hier etwas.

Man sagt, es sei das Grün, die Ruhe, die Natur, was die Men-
schen aufs Land zieht.
Also: das Fehlende.
Und der Wunsch nach Raum zum Gestalten.
Also: das Eigene.
Der Wunsch nach Sicherheit – nicht durch Zäune, sondern
durch Vertrauen.
Dass ein Kind draußen spielen kann, ohne Aufsicht, ohne
Angst.

Sie dachte an ihre eigene Kindheit:
Stundenlang im Wald verschwinden, mit dreckigen Knien
und Taschen voller Käfer.
Mit den anderen Kindern durch die Gärten ziehen, von Haus
zu Haus, von Mittagssonne zu Abendläuten.
Beim Greißler Zuckerl kaufen – die Zehnerl einzeln zusam-
mengesucht –, das Sackerl in die Hosentasche gestopft.
Der Hund lief mit, niemand fragte, wohin.

3

Jetzt sitzt sie in dieser Zukunft.
Am Küchentisch, mit Blick auf den Garten, in dem Giersch
und Brennesseln zwischen den Blumen wachsen.
Kannst dir jederzeit unseren Rasentraktor ausborgen, sagt

die Nachbarin. Für die Gstättn da.

Doch das ist ihr Garten. Der erste, der ihr gehört. Den sie gestalten kann, wie sie will.

Die Tochter ist drei.

Der Kindergarten liegt dreizehn Kilometer entfernt, eine Landstraße ohne Radweg, mit Lkws, die knapp überholen. Ein Schulbus fährt, aber nur für Schulkinder. Mit Haltestelle auf der Hauptstraße, dreihundert Meter ohne Gehsteig.

Also fährt sie.

Morgens hin. Dann retour.

Mittags wieder hin. Dann retour.

Zweimal die Woche fährt sie nicht retour, sondern in die Stadt, ins Büro.

Einmal die Woche nimmt sich ihr Mann den Nachmittag frei. Dann bleibt sie länger.

Das andere Mal hat sie nur die drei Stunden zwischen Kindergartenöffnungs- und Fahrzeiten. Doch ihr Chef sagt, einmal die Woche Präsenz ist zu wenig.

Am Nachmittag fährt sie oft noch einmal, zum Supermarkt im nächsten Ort – denn hier gibts keinen.

Dafür gibts dort gleich alles: Fressnapf, KiK, Getränkemarkt. Sie hat keine Haustiere, kauft kein Billiggewand, trinkt meist Wasser.

Hier gibts nicht mal mehr die Bäckerei.

Dienstag bis Samstag, von sieben bis elf, ist auf dem Schild noch zu lesen.

Dass die zugesperrt hat, sagt die Nachbarin. Aber die Semeln haben das Doppelte gekostet wie beim Hofer. Und um zehn gabs keine mehr.

Hättest halt in der Früh gehen müssen, sagt sie.

Die Nachbarin winkt ab: Wenn ich nach der Arbeit eh immer zum Supermarkt fahr.

Die Post ist stillgelegt, das gelbe Schild hängt schief.

Die Telefonzelle ist jetzt ein Bücherschrank. Die Hälfte sind Kochratgeber aus den Neunzigern.

Die Ärztin ist in Pension, seit einem Jahr.

Der neue Arzt kommt ab Herbst, heißt es. Seitdem sie hier wohnt, heißt es das.

Der nächste Kinderarzt, der sie aufgenommen hat, ist in der Bezirksstadt. Sechszwanzig Kilometer.

Sie fährt.

Sie klappt das Notebook auf. Tippt:

Die Versorgungslage am Land ist ungenügend. Die Abhängigkeit vom Auto total.

Hält inne.

Löscht den Satz.

Sie schaut hinaus. Das Licht fällt unbeirrt auf die neue PV am Carportdach.

Sonst macht ihr nichts am Haus? hatte die Nachbarin gefragt.

Und: Die alte kleine Hütte. Warum baut ihr nicht einfach neu?

Einmal hatte sie versucht zu erklären:

Es gibt doch schon so viele Häuser. Und so viele stehen leer.

Der Blick der Nachbarin war blank geworden.
Doch sie hatte nichts mehr gesagt.

Manches lässt sich sowieso nicht mitbauen.
Zugehörigkeit.
Die wächst nicht mit dem Fundament.

Und manches ist nur eine Illusion.
Bewegungsfreiheit.
Sie hat die Freiheit, überall hinzufahren, wo sie will. Zum
Einkaufen, zum Arzt, ins Kino. Aber will sie dazu fahren
müssen?

Die Kinder haben die Freiheit, überall herumzulaufen. So-
lange es nicht die Straße ist.
Aber es gibt nur Häuser, Gärten, Straße. Der Spielplatz ist
eine rostende Rutsche auf blankem Schotter.
Es gibt nichts dazwischen.
Nicht das, was man in der Stadt Öffentlichen Raum nennt.

Sie sieht keine Kinder auf der Straße. Nicht mal die der
Nachbarin. Die sind zehn und zwölf.

Früher fragte man nicht, wo die Kinder waren.
Heute fragt man auch nicht.
Heute weiß man, wo die Kinder sind, weil man sie selbst hin-
gefahren hat.
Eineinhalb Stunden auf einem Bankerl beim Sportplatz,
eine Stunde im Vorraum der Musikschule auf den zu klei-
nen Sesseln. Immerhin ist da geheizt, sagt die Nachbarin.

Sie tippt:

Ich bin überall – nur nicht da.

4

Er lebt allein, so viel weiß sie.

Er pflegt seinen Rasen, als gäbe es eine Norm dafür.

Immer samstags, Punkt sieben, mit einem Elektrorasenmäher, der klingt wie ein Zahnarztbohrer.

Als sie sich damals vorstellte, sagte er: Passt.

Dann schob er den Mäher weiter, ohne aufzublicken.

Jetzt grüßen sie einander. Mit einem Nicken.

Mehr passiert nicht.

Sie fragt die Nachbarin.

Ach der, sagt die. Seine Frau ist gestorben. Schon lang her.

Ich bring ihm manchmal Kuchen.

Am Ende der Straße wohnt Frau Radler. Abends sitzt sie in ihrer Einfahrt auf einem Plastikklappstuhl, ein kariertes Tuch über den Knien, der Gehsteig unter ihr sauber gefegt. Die Thermoskanne steht neben ihr, auch im Sommer.

Es war einmal ein Wirtshaus hier, sagte sie neulich, ohne Einleitung, als hätte das Gespräch schon vorher begonnen.

Da ist man hingegangen. Hat geplaudert. Gesoffen.

Gstanzln gesungen. Alles vorbei.

Sie lachte, aber es klang hohl.

Dann sagte sie: Jetzt? Trifft man sich nur mehr am Friedhof.

Sie hatte gefragt: Warum hat das Wirtshaus zugemacht?

Frau Radler zuckte mit den Schultern, als sei die Antwort zu banal, um sie noch einmal auszusprechen:
Zu wenig Leut. Zu viel Vorschrift.
Dann leerte sie ihren Becher, zog den Klappstuhl in den Schatten und sagte nichts mehr.

5

Am Anschlagbrett beim Gemeindeamt hängt ein Zettel.
Sprechstunde des Bürgermeisters: jeden zweiten Donners-
tag, 17–18 Uhr.

Welcher ist der zweite?
Sie geht einfach hin.

Das Gemeindeamt liegt still am späten Nachmittag. Vor
dem Eingang ein Blumenkübel mit traurigen Petunien.
Die Tür steht offen, als müsse man sich nur trauen.

Sie wartet kurz im Gang, obwohl niemand da ist.
Dann klopft sie an die angelehnte Tür, tritt ein.

Das Büro ist schlicht: Laminatboden in Holzoptik, Jalousien,
die leicht schief hängen.
An der Wand ein Landschaftskalender mit Streuobstwiesen
im Nebel, auf dem Schreibtisch das Foto einer Familie vor
einem Bungalow. Drei Buben wie die Orgelpfeifen.

Der Bürgermeister schaut hinter seinem Bildschirm auf.
Grüß Gott!, sagt er, freundlich und überrascht.

Ich habe Glück, sagt sie, lächelt. Heute ist der zweite.
Der Bürgermeister blickt irritiert.
Der zweite Donnerstag. Weil doch nicht steht, welcher –
Sie bricht ab. Entschuldigung.
Ich meine, ich wusste nicht, ob heute oder nächste Woche
Sprechstunde ist.
Sprechstunde? Der Bürgermeister runzelt die Stirn. Ach so.

Er deutet auf den Sessel vor seinem Schreibtisch.
Wie kann ich helfen?
Ich wohne hier seit drei Jahren, sagt sie. Ihre Stimme klingt
fester, als sie sich fühlt.
Und ich weiß nicht, wie.

Er sieht sie an.

Sie holt Luft.
Ich kenne niemanden. Es gibt keinen Ort, an dem man ein-
fach so ist. Der Kindergarten ist zu weit, der Bus fährt zwei-
mal am Tag. Es fühlt sich an wie Wohnen im Hotel. Ohne
Ankommen.

Der Bürgermeister lehnt sich zurück, verschränkt die Arme
vor der Brust.
Sagt erst nichts.
Dann, langsam:
Was soll ich machen? Die Jungen gehen weg. Die Zugezo-
genen bleiben unter sich.
Und das Geld – das fehlt überall.

Sie nicken beide.
Als wäre damit alles gesagt

6

In der Stadt, damals, war alles eng. Aber alles da.

Zwei Gassen weiter: Der Kinderarzt mit Holzspielzeug im Wartezimmer.

Ein Bankomat, der nie leer war.

Die Tagesmutter, die auch samstags einsprang, wenn es im Büro viel zu tun gab.

Der kleine Park mit schattigen Bänken und Sand, der sich in den Sandalen verteilte wie Urlaub.

Leute kamen und gingen, Gespräche flogen wie lose Blätter durch die Luft.

Es gab keine Ruhe.

Nur ein ständiges Nebeneinander.

Daran denkt sie, als sie den Einkaufswagen über den Parkplatz des Supermarkts schiebt.

Der Asphalt ist rissig, die Hitze steht zwischen den parkenden Autos, der Griff des Wagens klebt.

Neben ihr eine Frau mit Kopftuch, das Handy zwischen Schulter und Ohr geklemmt.

Nein, ich kann keine Limo mitnehmen, sagt sie. Der Trolley ist schon voll.

Ihr Kind sitzt im Einkaufswagen, mit nackten Beinen und einem Eislutscher, der sich tropfend über das Kleid verteilt.

Die Frau schaut auf, fängt ihren Blick auf.

Lächelt müde.

Ich hab kein Auto, sagt sie. Also kauf ich, was da reinpasst.
Mehr geht nicht.

Sie schaut auf ihre eigenen Einkäufe: viel, schwer, alles da.
Und sagt, fast tonlos:
Ich hab ein Auto. Und es geht auch nicht mehr.

Dann stehen sie da, nebeneinander, zwei Frauen mit Kind
und Alltag und viel zu wenig von allem, was zählt.
Und für einen Moment ist da: Verbindung.
So leise, dass man sie fast überhören könnte.

Sie denkt sich einen Satz für ihren Text:
*Die Begegnungsorte am Land sind die Parkplätze vorm
Supermarkt.*

Und in der Stadt?

Sie denkt an die Tischinsel in der Gasse ums Eck.
Ein paar Stühle, Pflanzen in Töpfen, eine Bank aus schon er-
grautem Lärchenholz – mitten auf dem Gehsteig.
Kein Ort, den die Stadt geplant hatte.
Sondern einer, den jemand möglich gemacht hatte.

Ein Tisch, der sagte: Setz dich.
Eine Bank, die nicht fragte, warum.
Pflanzen, die keiner goss, aber alle irgendwie.

Sie war oft dort vorbeigegangen.
Nicht, weil sie jemanden kannte.
Sondern weil da etwas war.
Ein Ort, der etwas zuließ.

Weil sie schauen wollte.
Ob sich etwas verändert hatte.
Ob wieder jemand da war.
Ob sie sich vielleicht dazusetzen wollte. Jemand sie
ansprach.

Und hier?
Wo sind diese Räume?
Die Räume, etwas zu gestalten, was nicht der eigene Gar-
ten ist.
Sich ein Stück Stadt zu eigen zu machen.
Verantwortung dafür zu übernehmen.
Nicht für sich, sondern für alle.

Eine Freundin hatte einmal gesagt:
Warum machst du nicht bei uns im Gemeinschaftsgarten
mit? Oder Baumscheiben bepflanzen. Das ist doch auch was.

Sie hatte gelächelt, höflich.
Und gesagt:
Das ist doch kein Ersatz für einen eigenen Garten.

Aber gedacht:
Soll mein Kind Gemüse essen, das neben Autoabgasen
wächst? Und ich den Dreck von Obdachlosen wegräumen,
die zwischen den Hochbeeten schlafen?
Jetzt denkt sie:
Vielleicht war es genau das.
Nicht das Gemüse. Nicht der Dreck.
Sondern die Möglichkeit, etwas zu tun.
Zu gestalten.
Zu verbinden.

Nicht, weil es perfekt ist.

Sondern weil es überhaupt möglich ist.

7

Sie beginnt zu sprechen.

Zuerst mit Irmí, der anderen Nachbarin.

Früher Lehrerin, heute fast immer im Garten, mit Strohhut und Gartenschere, den Rücken krumm und den Blick wach.

Irmí weiß, wer wann wohin zieht, wer krank war, wer ein neues Auto hat. Aber sie fragt auch zurück.

Du arbeitest doch in der Stadt, oder? Wie machst du das mit der Kinderbetreuung?

Nickt, als sie erzählt.

Dann setzt sie sich auf den Spielplatz, auf die morsch gewordene Bank, als könne sie allein verhindern, dass sie auseinanderfällt.

Ihr Kind fährt Kreise mit dem Laufrad.

Irgendwann kommt eine Frau mit Kinderwagen vorbei; vom Sehen kennt sie sie.

Sie stutzt. Setzt sich dazu.

Sie reden über Windeln, Wege, Wartezeiten.

Über das, was fehlt – und was man tun könnte.

Eines Abends hängen sie gemeinsam ein Plakat ans Anschlagbrett:

Was fehlt in unserem Dorf? Treffpunkt vorm Gemeindeamt, Sonntag 17 Uhr.

Beim ersten Mal kommt nur Irmi.
Sie bringt einen Klappstuhl mit und Kuchen.
Beim zweiten Mal kommt jemand namens Sepp.
Er bleibt im Stehen, die Arme verschränkt.
Sagt: Wenn ihr schon fragt.
Beim dritten Mal: zehn Menschen.
Alt. Jung. Laut. Leise.
Ein paar Kinder, die Kreide mitbringen.
Ein Mann mit Hund, der eigentlich nur spazieren gehen wollte.

Sie reden.
Es ist schwer.
Aber sie bleiben.

8

Die Sonne ist tiefer gerutscht, der Asphalt noch warm vom Tag.

Die Tochter kniet am Gehsteig vorm Haus, die Straßenkreide stumpf in der kleinen Hand.

Mit ruhiger Hand zieht sie Linien, malt Quadrate mit Fenstern, ein Dreieck mit Rauchfang.

Unser Haus, sagt sie. Und: Unser Dorf.

Dann kommt ein Baum, schief, aber grün, daneben eine Bank.

Noch eine Bank.

Zwei Strichmännchen.

Hier wohnen wir, erklärt sie. Hier wohnen die anderen Leute.
Und hier spielen wir gemeinsam.

Sie setzt sich neben sie, streicht ihr das Haar, schon voller Kreide, aus der Stirn.

Sie schaut auf die Zeichnung, die sich über den Gehsteig zieht – ein Plan.

Unproportional, unperfekt, und doch: vollständig.

Eine Welt, in der Dinge verbunden sind.

Sie sagt leise: Weißt du, was das ist?

Das Kind nickt, ohne aufzublicken.

Ein Dorf, sagt es.

Ein richtiges.

Sie schweigt.

Und sieht es plötzlich klar:

Das Miteinander – das findet nicht im Haus statt.

Sondern dazwischen.

Dort, wo etwas geteilt wird, das keiner besitzt.

Später, drinnen, breitet sie einen alten Stadtplan aus.

Legt Transparentpapier drüber und nimmt einen Stift.

Sie beginnt zu schraffieren.

Zeichnet alle öffentlichen Räume an, so wie ihre Tochter vorhin den Baum, die Bank, das Miteinander.

Sie malt und malt.

Und mit jedem Strich denkt sie:

Es ist ein Irrtum zu glauben, all das könne nur auf dem Land stattfinden.

Die Stadt hätte den Raum, das zu bieten – verdichtet, geteilt,
ressourcenschonend.

Wenn wir sie ließen.

Der öffentliche Raum ist nicht nur die Fläche zwischen den
Häusern.

Er ist die Möglichkeit, sich zu begegnen.

Er ist das, was von einer Gesellschaft sichtbar wird, wenn sie
sich nicht einschließt.

Der Ort, an dem man nicht zahlen muss, um bleiben zu dürfen.

Wenn er denn dazu einlädt.

Doch zu oft tut er das nicht.

Bietet keinen Schatten, keinen Schutz, nichts fürs Auge,
nichts für Menschen. Ist dominiert von Blech und Beton.

Fast jede Straße widmen wir dem Verkehr.

Fast jedes Erdgeschoss der Verwertung.

Und dann wundern wir uns, dass die Menschen fortziehen.

Dabei beginnt das Bleiben ganz woanders:

Mit einer Bank.

Einem Baum.

Einem Stück Gehsteig, das man nicht nur quert, sondern
nutzt.

Mit Menschen, die eine Kiste mit Pflanzen aufstellen, eine
Box mit Büchern.

Den Jausentisch vor der Werkstatt aufbauen, da, wo sonst
nur geparkt wird.

Die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen.

Aneignung ist ein Akt der Beziehung.

Man reinigt den Platz, weil man ihn braucht.

Man spricht mit denen, die stören, weil es zur eigenen Aufgabe wird.

Man wird zur Gastgeberin des eigenen Stücks Stadt für alle.

Sie legt den Stift zur Seite.

Holt das Notebook.

Sie tippt:

Städte müssen so lebenswert sein, dass niemand mehr rausziehen mag.

Sie schaut wieder hinaus.

Das Kreidebild verblasst im Abendlicht.

Aber es bleibt lesbar.

Wie ein Bild der Zukunft.

9

Sie sitzt wieder am Küchentisch.

Das Licht ist weicher geworden, schräg fällt es über die Tischkante, als hätte selbst die Sonne einen Gang zurückgeschaltet.

Draußen im Garten raschelt etwas, die Grillen zirpen, und die Vögel beginnen ihr Abendlied.

Das Notebook vor ihr.

Sie legt die Finger auf die Tasten, atmet ein, tippt:

*Ich bin Architektin. Ich dachte, ich baue Räume.
Jetzt verstehe ich: Ich muss Beziehungen bauen.
Sonst bleiben die Räume leer.*

Dann hält sie inne.

Soziale Räume entstehen nicht durch Möblierung.
Sie entstehen durch Geschichten.

Sie denkt an die Freundin mit dem Gemeinschaftsgarten.
An den Obdachlosen, der sich dort zwischen Komposthaufen und Tomatenstauden mit Paletten, Decken und alten Sesseln eingerichtet hat.

Manchmal trinkt er, manchmal hilft er, sagt sie.
Gießt die Beete, tauscht sich aus über Ernteerfolge.
Manchmal nervt er.
Einmal hat er die Hochbeete verheizt, im Winter. Das führte zu einer langen Diskussion über Eigentum, Notwendigkeit und Empathie.

Doch er gehört dazu.
Und sie wissen das.
Weil dieser Ort Begegnung möglich macht.
Ein Ort, der nicht perfekt ist – aber offen.

Das ist Blasenüberschneidung, denkt sie. Wie zwei Seifenblasen, die sich berühren – und vielleicht eins werden.
Stadt bedeutet nicht: viele Menschen auf engem Raum.
Sondern: viele Möglichkeiten auf engem Raum.

Sie tippt:

Öffentlicher Raum muss Begegnungszone verschiedener sozialer Gruppen sein. Muss unterschiedliche Lebensrealitäten sichtbar und verhandelbar machen. Nur so gelingt soziale und ökologische Zukunft.

Die Räume sind da, in der Stadt wie am Land.

Doch meist reden wir nur über Neubaugebiete. Dort ist es leicht, grün und klimaresilient zu bauen. Freiräume zu bauen.

Dabei leben die meisten Menschen im Bestand.

Sie schreibt:

Wenn wir klimaverträglich leben wollen, dann müssen wir den Bestand verändern: Sicherheit schaffen. Bewegungsfreiheit ermöglichen. Gestaltungsfreiheit zulassen.

Die Bestandsstadt besteht nicht nur aus Gebäuden.

Sondern aus Gewohnheiten, aus Netzwerken, aus Erinnerungen.

Und gerade deshalb hat sie das größte Potential.

Wenn man sie lässt.

Wenn die Frage nicht mehr lautet:

Was ist erlaubt?

Sondern:

Was braucht es, damit du dich traust?

Ästhetisch-kritisch, sagt die Freundin, habe die Stadt ihren Garten genannt.

Sie tippt:

Aneigenbarkeit ist genauso wichtig wie Gestaltung. Erst wenn ich selbst etwas gestalten kann, kann ich mich damit identifizieren.

Die Stadt der Zukunft beginnt damit, wie wir mit dem Bestand umgehen – und miteinander.

Ob wir einander teilhaben lassen.

Ob wir Räume, Aufgaben und Entscheidungen gemeinsam tragen.

Denn Freiheit ist kein Zustand, Freiheit ist eine Beziehung. Sie entsteht dort, wo Sicherheit ist – und Sicherheit wächst aus Vertrauen:

im Raum zwischen dir und mir, zwischen meiner Straße und deiner Tür, zwischen dem, was ich brauche, und dem, was wir gemeinsam möglich machen.

Freiheit heißt nicht, allein entscheiden zu können.

Sondern sicher zu sein, dass zählt, was man braucht.

Nur wenn wir das ernst nehmen, können unsere Städte sein, was sie sein sollen:

Orte der Freiheit.

Orte der Begegnung.

Orte, an denen niemand mehr gehen muss.

Sie schreibt:

Stell dir eine Stadt vor, wo der Schritt vor die Haustüre ein Schritt in dein öffentliches Wohnzimmer ist. Wo du den Liegestuhl in die Sonne stellen kannst, dir den Freiraum

aneignen und ihn gestalten, auch wenn du keinen eigenen Balkon hast.

Wo du im überschaubaren Radius die Dinge des täglichen Bedarfs bekommst, und wenn sie zu schwer sind zu tragen, ein Sharingangebot ums Eck sie dir heimbringt.

Wo du dich sicher fühlst, weil Menschen auf der Straße sind, deren Gesichter du kennst.

Wo du deine Kinder bedenkenlos auf die Straße schicken kannst ohne Angst, dass sie überfallen werden oder von einem Auto überfahren.

Und wo der Grad der Durchgrünung Biodiversität schafft, die jene der Monokultur der Landwirtschaft übertrifft.

Da können wir hin.

Sie liest sich den Text noch einmal durch.

Dann scrollt sie wieder zum Titel: *Da draußen, wo die Freiheit wohnt.*

Löscht ihn.

Und schreibt: *Da drinnen, wo die Freiheit wohnen kann.*

Dann klickt sie auf Speichern.

Sie lehnt sich zurück.

Schaut zum Fenster.

Die Bäume bewegen sich kaum.

Sie reißt das kaputte Rollo vollends ab und öffnet das Fenster.

Kinderlachen. Ein Ruf – die Stimme ihrer Tochter.

Und sie denkt:

Vielleicht wohnt sie jetzt wirklich hier.

Und dann denkt sie: Vielleicht geht sie auch wieder zurück.

Weil eigentlich ist es egal.

VOM LEBEN IM DAZWISCHEN.

Valerie Springer

Kein Heimatroman.

Ich war kein Landkind. Ich war ein Stadtmensch ohne Sehnsucht nach Gummistiefeln, Sonnenuntergängen oder Stallgeruch. Ich bin von der Stadt aufs Land gezogen, weil ich ein Kind bekommen habe, nicht wegen der Idylle, sondern wegen der Luft, wegen der Bäume, wegen eines Gartens, in dem mein Kind Äpfel an einem Baum wachsen sehen kann und Obst und Gemüse nicht nur in Plastikverpackung aus dem Supermarktregal und Milch im Tetrapack kennt. Ein Haus in der Stadt hätte ich mir nie leisten können. Auf dem Land war es möglich. Das war der Kompromiss. Und Kompromisse haben ihren Preis.

Ich habe eine Stelle im Dorf angenommen, als Allround-Kraft in einem Ein-Mann-IT-Büro, das sich in einem renovierten Bauernhof einquartiert hatte. Weit unter meiner Qualifikation, aber ich musste nicht Auto fahren, kein Benzin zahlen, kein Pendeln durchstehen. Alles im Dorf war zu Fuß erreichbar. Und ich dachte: So geht es vielleicht auch.

Es ging. Irgendwie. Aber ich habe das Stadtleben vermisst. Die Museen, die Ausstellungen, meine Freundinnen, das Gefühl, irgendwo dazuzugehören, wo man sich nicht erklären muss. Ich kam mir manchmal vor wie eine Märtyrerin, nicht tragisch, aber doch lauernd ... für meine Tochter. Ich habe es sie natürlich nie spüren lassen, es war schließlich meine Entscheidung. Und es war ja doch trotz allem eine gute

Entscheidung. Aber ich fühlte mich entwurzelt, nicht vertrieben, nicht verbannt, aber eben auch nicht mehr zugehörig.

Meine Hingezogenheit zum Stadtleben hat sich über die Jahre verschoben. Jetzt, Jahrzehnte später, wenn ich in die Stadt „muss“, bin ich überfordert. Die Radfahrer, das Chaos, der Lärm, so viele Menschen, so wenig Luft. Die Stadt ist nicht mehr mein Habitat ... aber das Land wohl auch nicht.

Dazwischen zu leben heißt nicht, neutral zu sein. Es heißt oft, nicht ganz zugehörig zu sein. Ich vermeide bewusst das Wort „Heimat“. Nicht, weil ich es für falsch halte, eher wohl, weil es belastet ist. In den letzten Jahren ist der Begriff in rechten Diskursen vereinnahmt worden, mit nationalistischen, ausgrenzenden Konnotationen. Das macht ihn nicht grundsätzlich untauglich, aber verdächtig ... ich möchte nicht in eine Sprache geraten, die andere ausschließt. Meine Nicht- Zugehörigkeit ist keine existenzielle Bedrohung. Sie ist nicht vergleichbar mit jener von Menschen, die fliehen mussten, vertrieben wurden, ihre Existenz verloren haben durch Krieg, Hunger, Gewalt. Ich habe ein Zuhause, ich habe Sicherheit, ich habe Wahlmöglichkeiten. Das unterscheidet mich von Millionen, die das nicht haben. Ich lebe eine stille Form des Dazwischen, ein Leben ohne klares Zugehörigkeitsgefühl.

Herkunft und Übergang.

Ich bin in der Stadt groß geworden, in einer Zeit, als man als Kind auf der Straße spielen durfte und wir mit dem Bus einmal pro Woche quer durch die Stadt fahren, um beim Sonntagsbraten der Großeltern dabei zu sein. Ich kann mich an das Geräusch der Rolltreppen in alten Kaufhäusern erinnern,

an die Kinokarten aus Karton, an das Gedränge in der Straßenbahn. Die Stadt war damals nicht romantisch, aber sie war greifbar. Sie hatte Ecken, an denen man sich stoßen konnte, und Linien, auf denen man sich bewegte, ohne überlegen zu müssen, ob man „hierher gehört“. Es war nicht unbedingt so, dass ich überzeugte Städterin gewesen war ... das Stadtleben war kein gewähltes Ideal, es war der Alltag.

Und dann, plötzlich, stellte ich es doch infrage. Ich war Mutter geworden, lebte nun in einem anderen Rhythmus, sah mein Leben mit einem anderen Blick. Die Frage, ob mein Kind in einer Wohnung aufwachsen sollte, mit U-Bahnanschluss, aber ohne Apfelbaum, stand im Raum. Und da war dieses Haus auf dem Land, erschwänglich, groß genug, ein Garten, frische Luft. „Das Beste fürs Kind“, sagten alle und ich auch. Nur: Ich hatte nicht mit der Leere gerechnet, nicht mit der Stille, in der man niemanden sieht, aber jeder alles weiß, nicht mit dem Gefühl, dass jeder Schritt kommentiert wird.

Denn es wurde alles gesehen. Wenn ich mein Einkaufswagerl durch die engen Gänge des kleinen Dorfladens schob – dort, wo es alles gab, was man sich vorstellen konnte: Räuchersalz in kleinen Leinensäckchen, Schnullerketten aus Plastik, Lebertran, Jausenboxen mit Traktor-Motiven, Eierfarben im Oktober, Bienenwachstücher, Fliegenklatschen, Hauben mit Bommel und ohne, Tannenduftspray fürs Klo, kleine Packerln Weihrauch –, dann war ich Objekt einer stillen, aber präzisen Beobachtung. Bei der Kassa, lange bevor die Registrierkassapflicht kam, saß noch die Chefin selbst, mit einem mechanischen Ding, das schepperte und nach Eisen roch. Dort wurde ich gefragt, was ich heute für die Kleine kochen würde, wie es ihr im Kindergarten gehe, ob sie schon lesen könne. Die

skeptischen Blicke der anderen Frauen, was ich da im Wagerl hatte, Couscous, Frischkäse mit Kräutern, Tofu vielleicht, ja, das gab es schon recht früh im Dorf, ich denke, ich war die einzige, die das kaufte.

Man überlegte wohl, ob ich denn überhaupt kochen könne. Denn Städterfrauen wüssten das ja nicht. Ich spürte das, ohne dass es ausgesprochen wurde. Und ich hatte keinen Einkaufskorb wie die anderen. Ich hatte einen Rucksack, praktisch, damit ich die Hände frei hatte. *Aber ohne Körberl geht man doch nicht einkaufen.* Auch beim Fleischhauer war das so. Er fragte mich, wo denn die Kleine sei, sagte, er hätte immer eine Scheibe Extrawurst für sie, wenn sie mitkäme, manchmal nahm sie sie, manchmal nicht, und irgendwann kam sie gar nicht mehr mit. In der Pubertät erklärte sie, dass sie nun Vegetarierin sei. Keine Wurstscheibe mehr beim Fleischhauer. Ob er sie ihr überhaupt noch anbieten würde?

Meine Identität war die der Neuen, die der Mutter mit Kind aus der Stadt. Schlussendlich die, die bei dem Computermenschen arbeitete. Manchmal wurde ich gefragt, was ich früher gemacht hatte, aus Höflichkeit, vielleicht auch aus klassischer Neugier. Man hörte zu, nickte. Aber ich hatte das Gefühl, dass man nicht wirklich nachvollziehen konnte, was ich meinte, wenn ich vom Stadtleben erzählte, von den Wegen, die ich gegangen war, von der Arbeit, die ich hatte, vom Tempo, von den Möglichkeiten, davon, was es heißt, in einem Moloch zu leben, in einer Millionenstadt, und das auch noch schick und lässig zu finden. Von der Überforderung, die zum städtischen Lifestyle gehört.

Sprache des Dorfes.

Sprache war eines der ersten Dinge, an denen ich merkte, dass ich nicht dazugehörte. Ich sprach, wie ich eben sprach: in vollständigen Sätzen, in Hochdeutsch, ohne dies groß zu reflektieren. Und jedes Mal, wenn ich mit jemandem aus dem Ort ins Gespräch kam, wechselte die andere Person die Sprache, aus dem Dialekt ins Hochdeutsch, als müsste man sich mir anpassen, als wäre ich etwas Besseres. Sie taten es nicht unfreundlich, aber mit einer Art Zurückhaltung, die keine Achtung war. Vielleicht war es Unsicherheit, vielleicht war es Abgrenzung, vielleicht war es beides. Ich wurde höflich behandelt, aber nicht einbezogen, nicht in Gespräche, nicht in Verabredungen, nicht in das feine Netz aus Beziehungen, das schon Jahrzehnte vor mir gesponnen worden war, das tatsächlich schon seit Jahrhunderten durch Generationen gewachsen war. Ich wusste, dass meine Anwesenheit nichts an dieser Struktur veränderte, ich war nie eine von ihnen, und ich werde es wohl auch nie sein.

Dabei habe ich es mir in meiner blinden Naivität gewünscht. Ich hatte mir diese Idylle ausgemalt: Gemeinschaft, Zusammenhalt, ein Gartenzaun, Klatsch und Tratsch unter der Wäscheleine. Jetzt weiß ich es besser. Und ich weiß, dass die gesellschaftlichen Schrecknisse, die Grausamkeiten, das Unausgesprochene, nicht exklusiv für die Stadt reserviert sind. Derartiges passiert auch auf dem Land, in Familien, in Vereinen, in Dorfgemeinschaften. Es gibt kein gutes Land. Es gibt keine schlechte Stadt. Das sind Klischees. Es gibt Macht und Ohnmacht, Zugehörigkeit und Ausgrenzung, Stille und Sprache.

Und ja, Schweigen ist ebenfalls eine Form von Sprache, indes keine einfache. In der Stadt wird viel gesprochen, benannt, etikettiert, diskutiert, Probleme werden gewälzt, in Formulierungen gegossen, weichgeklopft, in Foren und Plattformen verstümmelt und vergewaltigt. Darüber müssen wir reden, heißt es, oft stimmt das auch, Gesprächstherapien, Supervisionen, Mediationen, es gibt eine Vielzahl von Angeboten, und in vielen Fällen hilft das, es kann entlasten, klären, heilen. Aber nicht darüber zu reden ist nicht zwangsläufig ein Fehler, nicht jedes Schweigen ist Verdrängung, manchmal ist es wohl auch stille Akzeptanz, eine Art inneres Nicken: *Ja, so ist es*. Ohne Analyse, ohne Auflösung, ohne Schuldzuweisung. Das Dorf kennt diese Art des Umgangs: *Das verschweigen wir lieber. Darüber reden wir nicht. Das soll nie gesagt werden*. Nicht aus Mangel an Sprache, eher aus einer mir als Städter eben nicht bekannten Haltung gegenüber dem Unsagbaren. Kein lähmendes Schweigen, verletzend, kontrollierend, alles verschließend, vielleicht ein Schweigen, das Dinge tragen kann, ertragen kann ... weil man sie nicht zerpfückt, sie belässt, wie sie sind. Ich beobachte und ich will die Stille weder verteidigen noch abwerten. Wenn ich ganz ehrlich bin, vermisse ich die Stadt manchmal nicht nur wegen der Museen. Auch, weil man dort nicht angestarrt wird, wenn man anders spricht.

Kulturelle Kluft.

Ich habe das Landler-Idyll nie gemocht. Nicht als Kind, nicht als Erwachsene, nicht einmal als Neu- Landbewohnerin mit Anpassungswillen. Die Heimatfilme, das Dirndl, die volksmusikgetränkte Fröhlichkeit auf Almen und Tanzböden, das war nie meine Welt. Vielleicht hat das mit meiner Erziehung zu tun, meine Eltern hatten ihre eigenen Vorurteile: *Das sind*

alles Rechte, sagten sie, Heimat ist nur ein anderes Wort für Ausschluss. Ob das stimmte, weiß ich nicht.

Einmal im Jahr, beim Dorffest, habe ich trotzdem ein Dirndl getragen. Ich dachte, das gehöre sich so. Ich kam mir verkleidet vor. Das Mieder war eng, der Stoff fremd, die Farben zu laut. Ich trank G'spritzten, einen nach dem anderen, damit die Musik auf dem Tanzboden erträglicher wurde, diese Mischung aus Ziehharmonika und Lautsprechern, zwischen Folklore und Bierzelt. Ich tanzte mit Ferdl, mit Seppl, mit XY, deren Namen ich schon wieder vergessen habe, obwohl sie mir bei der dritten Drehung das Ohr vollschwärmten, wie schön es doch sei, dass ich *jetzt richtig dabei* bin. Ich lachte. Ich verbrüdete mich. Ich verschwastete mich. Ich prostete mit den Frauen, die mich das ganze Jahr über freundlich, aber distanziert begrüßt hatten. Ich dachte nicht darüber nach, dass es nicht echt war. Dass es ein Ausnahmezustand war, ein genehmigter Kontrollverlust. Am nächsten Tag war es allen peinlich. Mir, weil ich getanzt hatte, als wäre ich Teil von etwas. Und den anderen, weil ich sie gesehen hatte, wie sie sein können, wenn keiner hinschaut. Es ist, wie man sagt: *Einmal im Jahr darf man aus sich rausgehen*. Und am nächsten Tag ist man gefälligst wieder anständig. Fast wie im Fasching, mit Perchtenläufen und Masken. Nur dass es die in diesem Kuhdorf, in das ich gezogen bin, gar nicht gibt. Hier ist es zu nah an Wien. Zu nah, um ganz Land zu sein. Und doch zu weit weg, um zur Stadt zu gehören. Und ich stehe dazwischen. Ich bin nicht mehr ganz ihr ... und war nie wir.

Die Menschen hier, sie wollen nicht wie die Wiener sein, das sagen sie oft. Sie halten die Städter für arrogant, überheblich, eingebildet, es ist fast eine Art Eifersucht, eine stille

Konkurrenz, man will das Stadtleben nicht, aber auch nicht ganz ohne es sein, man lehnt es ab und sehnt sich danach. Diese Spannung liegt in der Landluft, im Dialekt, im Stirnrunzeln, im unausgesprochenen *Wir sind anders als ihr*.

Die Gegensätze spitzen sich zu, wenn der Sommer kommt, dann erscheinen sie wieder, die Sommerfrischler, wie man früher sagte, heute nennt man sie Zweitwohnsitzer. Seit Jahrhunderten fliehen die Städter aus Wien hinaus aufs Land, um der Hitze zu entkommen. Die Putzfrauen aus dem Dorf nehmen sie gerne: zum Babysitten, Blusenbügeln. Da prallen Lebensstile aufeinander. Was im Dorf auf Gegenseitigkeit beruht, man hilft sich, man bringt Kuchen, man gießt die Blumen, wird zu einer Dienstleistung, bezahlt mit Stadtgeld. Natürlich freuen sich alle, dass die Städter kommen, der Umsatz steigt, aber nicht mehr wie vor zehn oder zwanzig Jahren, denn gleich außerhalb vom Dorf liegt das neue Shoppingcenter, und die Städter fahren mit ihren SUVs zum Billigsupermarkt und kaufen dort, statt beim kleinen Greißler, der früher alles hatte. Diese Widersprüchlichkeit – die Städter bewundern, die Städter verachten, die Städter nachahmen wollen und sich doch von ihnen abgrenzen – wird im Sommer besonders spürbar. Wenn man ihre Stimmen hört in der Bäckerei, laut, betont freundlich, mit Worten wie *Croissant*, *flat white* oder *Dinkelweckerl mit Oliven*, wenn sie am Abend mit dem E-Bike zum Buschenschank fahren, in atmungsaktiven Funktionsjacken und mit Helmen, die aussehen wie aus einem anderen Jahrhundert, wenn sie im Gasthaus fragen, ob es vegane Optionen gibt, wenn sie auf der Dorfweiese Yogamatten ausrollen, wenn sie vor dem Gemeindeamt parken und im Auto telefonieren, mit Headset, laut und bestimmt, als wären sie noch immer mitten im Meeting, wenn sie ihre

Kinder mit Laufrad und Helikopterblick durch die Hauptstraße begleiten, wenn sie sonntags vor dem einzigen offenen Café stehen und sich wundern, dass es keinen Brunch gibt. Und ich freue mich mit meiner Dorfgemeinschaft, wenn endlich der September kommt.

Orte des Verschwindens.

Als ich hierherzog, hat mich eines wirklich gefreut: dass alles zu Fuß erreichbar war. Kein Stau, kein Gedränge, kein Gedöns. Kindergarten, Arzt, Apotheke, Bank, Post, ein kleiner Laden, der alles hatte, wirklich alles ... das war ein Gefühl von Überschaubarkeit, von Nähe, von Alltag ohne Aufwand. Heute ist fast alles davon weg. Die Post hat zugesperrt, die Bank ist verschwunden. *Alles online*, heißt es, als wäre es eine Selbstverständlichkeit, dass man weiß, wie das mit dem Computer und dem Internet funktioniert, als wäre das nicht eine unzumutbare Zumutung. Die sogenannte digitale Zivilisation hat vor dem Land nicht haltgemacht. Jetzt werden schon die Kühe an digital gesteuerte Melksysteme angeschlossen, die wissen wahrscheinlich gar nicht mehr, wie sich eine menschliche Hand an ihrem Euter anfühlt. Aber das nur nebenbei.

Wenn ich heute etwas brauche, einen Briefumschlag, eine Glühbirne, eine Rolle Bindfaden, ein Paket Schrauben, Geschenkpapier mit Goldsternen, einen Flaschenöffner in Form einer Ente, ein einzelnes Glas, eine Tasse mit „Zum Geburtstag viel Glück“ in Sütterlinschrift, dann muss ich das online bestellen. Ob ich will oder nicht. Früher hätte ich das alles im kleinen Laden bekommen. Der hatte wirklich alles, zwischen Dosenananas und Friedhofskerzen wurden Strampelanzüge

für Babys angeboten, Schnürsenkel, Bastelpapier, Schulhefte mit Pferdemoneten, weiße Porzellanteller, Taschentücher mit Spitze, Haarnetze, Lavendelsäckchen, Einmachgummi, Plastik-Lätzchen, Hand- und Fußcreme gegen Schunden und, irgendwo ganz oben, vergilbte Glückwunschkarten mit der Aufschrift „Zur Geburt eures kleinen Sonnenscheins“. Heute kommt das alles mit dem Paketdienst. Der Postbote, der kein Postbote mehr ist, sondern ein Leiharbeiter mit Namensschild von einem Subunternehmen, fährt mit seinem weißen Kastenwagen durch die Hauptstraße. Ein Renault Kangoo oder so. Hält an jedem Haus, ja, wirklich an jedem. Keiner schaut schief, wenn man sein Päckchen entgegennimmt. Nicht nur ich bin die Böse, die beim Online-Riesen bestellt. Wie soll man denn sonst leben? Ganz normal. Mit ganz normalen Alltagsgütern, die man früher im Ort kaufen konnte. Als es noch ein Papiergeschäft gab, das auch Porzellanteller und Achtelgläser verkauft hat, nicht nur Servietten und Klopapier. Als man beim Bäcker noch ein Gespräch bekam. Als man nicht überlegen musste, ob man bei *Zahlungspflichtig bestellen* zuerst die Lesebrille oder das Passwort braucht.

Preis der Entscheidungen.

Ich habe mich nie wirklich entschieden, nicht für das Land, nicht gegen die Stadt. Ich bin hergezogen, ja, ich habe das Haus gekauft, ich habe Wurzeln geschlagen, irgendwie. Aber innerlich habe ich nie gesagt: *Hier bleibe ich für immer*. Meine Tochter ist längst nach Wien gezogen. Dort hat sie studiert. Dort lebt und arbeitet sie jetzt. Ich sehe sie oft, sie ruft an, wir besuchen uns. Ich fühle mich nicht alleingelassen. Obwohl ich es wohl bin.

Ich sehne mich manchmal nach dem Gefühl des Angekommenseins, nach dieser Ruhe, von der man sagt, dass man sie irgendwann spürt, wenn man sich nicht mehr fragt, ob man richtig ist. Mag sein, dass ich diesen Wunsch verdrängt habe, nachdem ich hierhergezogen war, vielleicht ohne es zu merken. Vielleicht habe ich ihn mir im Rückblick leichtfertig ausgeredet, wie eine Naive aus einem alten Heimatroman, die glaubt, dass das Land ehrlicher ist, gesünder, wahrhafter. Als wäre ich ein Kind gewesen, das ein Haus mit Garten gegen alles eintauscht, was ihm je etwas bedeutet hat, und denkt, es sei ein gutes Geschäft.

Ob ich bleiben soll? Ob ich noch einmal gehen soll? Ich weiß es nicht. Noch bin ich gesund. Noch kann ich allein leben. Noch funktioniert die dörfliche Gemeinschaft für mich, inzwischen sogar weit besser als damals, vor dreißig Jahren. Die Leute sind offener geworden ... oder ich bin genügsamer. Oder beides. Vielleicht bin ich doch angekommen, auf eine Weise, die mir immer noch zu wenig scheint, die aber wohl das Maximum ist, das ich in meiner Zerrissenheit je erreichen kann, wenn ich ehrlich bin. Wenn ich das Beste aus beiden Welten will, Stadt und Land, Nähe und Anonymität, Apfelbaum und Ausstellung, Gartenschere und Galeriebesuch, dann bleibt am Ende wohl nur ein Zwischenzustand. Nicht ganz Zugehörigkeit, nicht ganz Fremde.

Sehnsucht als Zustand.

Wenn Freunde mich besuchen, sagen sie: *Du hast es gut. Die frische Luft, die ehrlichen Leute, die sauberen Lebensmittel, alles bio.* Sie sitzen in meinem Garten, trinken selbstgemachten Apfelsaft, beißen in ein Stück Kuchen und schauen

bewundernd auf die schattenspendenden Äste des Obstbaums über ihren Köpfen.

So ein Leben!, sagen sie. *So still, so ursprünglich*. Ich höre das und nicke und lächle. Sie unterliegen demselben Trugschluss wie ich damals, als ich hierhergezogen bin. Oder es ist nur Höflichkeit. Ob die Äpfel hier wirklich besser schmecken als die aus dem Supermarkt in der Stadt? Ich weiß es nicht. Meine Obstbäume tragen manchmal viel, manchmal kaum, manchmal sind die Früchte wurmig, manchmal makellos.

Ich mache Apfelsaft, sammle Nüsse, koche Zwetschken ein und mache Ribiselmarmelade. Ich verschenke Gläser mit handgeschriebenen Etiketten an meine Städterfreunde. Ich backe Kuchen, mit Eiern vom Bauern, Butter aus der kleinen Hofkäserei, Milch, die ich in einer Blechkanne täglich vom Bauernhof oben auf dem Hügel hole, eine knappe Stunde Spaziergang, rauf und runter, das hält mich fit, denke ich. Auch die Gartenarbeit. Nicht nur, weil ich Gemüse ernte, das kein Gift gesehen hat, sondern weil ich dabei mit kriechendem und krabbelndem Getier in Freundschaft lebe. Es ist befriedigend, aus dem Garten zu kommen, sich die Erde von den Fingern zu waschen, und eine Gemüsesuppe zu kochen mit dem, was da wie von selbst wächst. Oder Salat aus Selbstgeerntetem essen. Das schmeckt nicht nach Idylle. Das schmeckt nach Alltag. Manchmal ist der Alltag schön.

Wenn meine Tochter zu Besuch ist, hilft sie mir beim Ribiselnten. Sie nascht beim Pflücken, und sie denkt an damals, an das Kind, das sie war, an die klebrigen Finger, an die Wespen, die es tunlichst zu verjagen galt, an das Lachen im Gras, an das Helfen beim Abwiegen in der Küche. Nachher sitzen wir

beim Kaffee in der Laube, essen Ribiselkuchen mit Eischaum-Haube, und dann lassen wir uns für ein paar Minuten in diesen Zustand der Sehnsucht fallen, nicht nach einem Ort, den wir aufgegeben haben, vielmehr nach einer Zeit, die vorbei ist, die nicht wiederkommt. Die wir wachrufen können, wenn wir den Groll hinter uns lassen, den Gram, die Trauer, wenn wir nicht fragen, was hätte sein können, sondern zulassen, was da ist. Was kommt, das kommt. Was geht, das geht.

Meine Tochter hat jetzt einen Lebenspartner. Sie freuen sich auf ihr erstes Kind. Und sie überlegen, aufs Land zu ziehen, hierher, ins Dorf. Ob mir das recht wäre, hat sie gefragt. Ich habe gelächelt und nur wenig von meinen Zweifeln gesagt, von der Zerrissenheit, von den langen Jahren des Dazwischen. Ich habe gesagt: *Du wirst deine eigenen Entscheidungen treffen. Du wirst deinen eigenen Weg gehen.* So wie ich auch.

KONTAKT



Julia Hofmann ist Referentin für soziale Ungleichheit und Verteilungsfragen sowie Arbeitsbeziehungen in der Abteilung Wirtschaftswissenschaft und Statistik und Lektorin an der HS Campus Wien.

julia.hofmann@akwien.at



Tamara Premrov ist Referentin für Verteilungsfragen und feministische Ökonomie in der Abteilung Wirtschaftswissenschaft und Statistik sowie Lektorin an der FH der WKW und FH des BFI Wien.

tamara.premrov@akwien.at

IMPRESSUM

1. Auflage, März 2026

Herausgeberin: Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien,
A-1040 Wien, Prinz-Eugen-Straße 20–22

Lektorat: Irene Steindl

Satz: Alexander Franz

Fotos:

Renate Anderl: Sebastian Philipp

Silvia Hruška-Frank: Martin Wacht

Dominik Barta: Zsolnay/Hilzensauer

Karin Heitzmann: WU Wien

Julia Hofmann: Lisi Specht

Sina Moussa-Lipp: Erwin Schuh

Juliane Nagiller: privat

Sybille Pirklbauer: Lisi Specht

Tamara Premrov: Lisi Specht

Armin Thurnher: Irena Rosc

Cornelia Travnicek: Paul Feuersänger

Caren Ohrhallinger: Roland Gruber

Valerie Springer: Rudi Teix



AK ESSAYPREIS ZUM THEMA „STADT-LAND“

Preisträger:innen 2025

März 2026